

des Gewitters. Auch nach deutschem Glauben entzaubert Eisen die Hexen und schützt vor ihrer Bosheit; vielfach läßt man das Vieh beim ersten Austreiben im Frühling über Aerte und anderes Eisengeräth hinwegschreiten. Auch hier berühren sich Aberglaube und Religion: der Kultus hielt auch dann noch an Gefäßen aus Holz, Thon und Flechtwerk fest, als im gewöhnlichen Leben längst das Metallgeräth eingeführt war. Das Judenthum kannte ähnliches: „und so du mir einen steinernen Altar willst machen, sollst du ihn nicht von gehauenen Steinen bauen; denn wo du mit deinem Messer darüber fährst, wirst du ihn entweihen“, spricht der Herr zu Moses.

II.

Wollen wir nunmehr einige der Grundanschauungen des Aberglaubens kennen lernen, so ist vor allem zu nennen die Beseelung oder besser Vermenschlichung der Natur. Noch heute bilden sich Viele ihren Begriff von einem höheren Wesen nach sich selbst; der Naturmensch, für den alles, was ihm entgegentritt, ein höheres Wesen ist, weil er nicht versteht es zu beherrschen, bevölkert seine ganze Umgebung mit geistigen Kräften, die ihm selbst ähnlich sind. Aufmerksame Reisende haben gefunden, daß die Naturvölker keine scharfe Scheidung zwischen Mensch und Thier machen; so leiten viele Stämme ihren Ursprung von Thieren her, und die Menangkabaus auf Sumatra nennen den Tiger geradezu den gestreiften Großvater (Totemismus); solche Anschauungen führen oft zu einer religiösen Verehrung der Thiere. Auch bei den Alten fehlt es nicht an Spuren solchen Glaubens. Manche Götter erscheinen in Thiergestalt: Hekate als Hündin, Dionysos als Stier, Aphrodite als Taube; die Athener verehrten einen Heros „Wolf“; die Gule wird als Vogel der Athena, der Adler als Diener des Zeus heilig gehalten: da haben wir die Reste alten Thierdienstes

(574)

Bei der Aussendung von Kolonien spielen Thiere eine wichtige Rolle; so folgte der Theräer Battos, der Urahn des Kallimachos, bei der Gründung von Kyrene einem Raben, Kadmos einer Kuh; die samnitischen Hirpiner und Picenter nannten sich nach dem Wolf und dem Specht, welche ihnen den Weg gezeigt hatten. Das greift auch in den Kultus über: die Mythen des Dionysos tragen Felle und Hörner, um ihrem Gotte zu gleichen; die attischen Mädchen, welche in dem Flecken Brauron der Iphigeneia geweiht wurden, hießen Bärinnen und trugen gewiß einst thierische Tracht, weil ihre Göttin ursprünglich Bärin war; die römischen Superci liefen an den Supercalia nur mit einem Bocksfell bekleidet durch die Stadt. Von hier aus fällt vielleicht Licht auf die Liebesabenteuer des Zeus; wenn er der Leda als Schwan, der Europa als Stier naht, so liegt hier möglicherweise ein Nachklang totemistischer Vorstellungen vor, nach denen gewisse Geschlechter sich von Thieren ableiteten.

Während hier die ursprüngliche Anschauung durch die Verquickung mit der späteren Religion verdunkelt ist, liegt sie klar zu Tage in dem Glauben an die Werwölfe (versipelles). In einem der geistvollsten Erzeugnisse der antiken Litteratur, dem Roman des Petronius aus der Zeit des Nero, giebt Niceros, einer der Tischgäste des Parvenüs Trimalchio, folgende Geschichte zum Besten. Er mußte einst über Land gehen, um die Witwe eines Freundes zu besuchen, und überredete einen Soldaten von großer Körperkraft, ihn zu begleiten. Als sie auf der Landstraße dahin gekommen waren, wo sie auf beiden Seiten von Grabmälern eingefast war, blieb der Soldat zurück, zog seine Kleider aus, beschrieb einen Kreis um sie und verwandelte sich plötzlich in einen Wolf, der heulend ins Gebüsch verschwand. Niceros wollte die Kleider aufheben, fand sie aber hart wie Stein und rannte halbtodt vor Angst nach dem Gute seiner Freundin. Diese erzählte ihm, soeben sei ein Wolf ins Gehöft

eingebrochen und habe alles Vieh gebissen; aber ein Knecht habe ihn mit der Lanze in den Hals gestochen und er sei geflohen. Da lief Niceros entsezt zurück; an der Stelle, wo die Kleider gelegen hatten, sah er nichts als Blut, und zu Hause angekommen fand er den Soldaten im Bett liegen und der Arzt kurirte an seinem Halse herum. „Da merkte ich, daß er ein Werwolf war, und seitdem konnte ich kein Brot mehr mit ihm essen, und wenn man mich todtgeschlagen hätte.“ — Diese Geschichte steht nicht vereinzelt da. Eine arabishe Sage berichtete folgendes: Aus einer gewissen Familie wurde von Zeit zu Zeit ein Mitglied ausgelost und an einen See geführt; dort hing er seine Kleider an einem Eichbaum auf, schwamm über das Wasser, verschwand in der Einöde und verwandelte sich in einen Wolf. Neun Jahre mußte er nun mit denjenigen seiner Geschlechtsgenossen umherstreifen, die vor ihm in Wölfe verwandelt worden waren; hatte er während dieser Zeit keinen Menschen gefressen, so kehrte er an den See zurück, schwamm hinüber, zog seine Kleider wieder an und gewann dadurch seine menschliche Gestalt zurück. Der Werwolfsglaube ist sehr weit verbreitet und auch in Deutschland anzutreffen; z. B. glaubt man im Severischen, daß unter sieben Brüdern stets einer die Kraft hat, durch Ueberwerfen eines Wolfshemdes oder Wolfsgürtels auf einige Zeit Wolfsgestalt anzunehmen. Gewöhnlich finden sich hier dieselben Züge wie in den beiden Geschichten aus dem Alterthum: das Ablegen und Wiederanlegen der menschlichen Kleidung ist eine Bedingung für Verwandlung und Rückverwandlung; die dem Thier beigebrachte Wunde findet sich nachher am Körper des Menschen wieder. Bei näherem Zusehen finden wir noch manche andere Spuren des Glaubens an die Thierverwandlung. In dem schönen Märchen, das in geschmackloser mythologischer Einkleidung als Erzählung von Amor und Psyche in den Roman des Apuleius eingelegt ist,

wird die Königstochter mit einem schönen Prinzen vermählt, der aber nur bei Nacht seine wahre Gestalt hat, während er bei Tage in eine große Schlange verzaubert ist. In Schlangengestalt erscheinen unterirdische Gottheiten, z. B. Asklepios; als die Römer eine Gesandtschaft nach Epidaurios schickten, um den Gott zu holen, kam diese mit einer Schlange zurück. Als Schlangen erscheinen die Seelen Verstorbener; nach dem Tode des Herakleides, eines Schülers des Platon, war sein Leib verschwunden, und man fand auf seinem Lager eine Schlange. Als der große Philosoph Plotinos im Jahre 269 n. Chr. starb, erschien plötzlich unter seinem Lager eine Schlange und verschwand in einem Loche in der Wand. Schlangen finden wir auch als Hausgötter, in Griechenland als *ἀγαθοὶ δαίμονες*, in Rom als genii; von dem innigen Verhältniß zwischen ihnen und den Menschen berichten einige Märchen. Eine Schlange kommt täglich zu den Mahlzeiten in ein Haus und erhält ihren Antheil; da geschieht es, daß eines ihrer Zungen den Sohn des Hausherrn tödtet. Die Schlange tödtet es zur Strafe, kommt aber nicht mehr ins Haus. — Als Kaiser Aurelian ein Kind war, pflegte sich um sein Waschbecken eine Schlange zu ringeln; die Mutter trug Bedenken sie zu tödten, weil sie sie für eine Hauschlange hielt.

Wenn kein wesentlicher Unterschied zwischen Mensch und Thier gemacht wird, so ist es nicht verwunderlich, daß die Thiere wie vernünftige Wesen behandelt werden. Um Mäuse vom Felde fern zu halten, befestigte man an einem Steine ein Blatt Papier mit einer Zauberformel, die nach außen liegen mußte, damit die Mäuse sie lesen konnten: „Ich beschwöre euch, Mäuse, die ihr euch hier befindet, daß ihr mich nicht selbst schädigt, noch durch andere schädigen laßt; denn ich gebe euch das und das Feld, da könnt ihr fressen. Wenn ich euch aber noch einmal hier erwische, so komme ich mit der Göttermutter und

zertheile euch in sieben Stücke.“ Auch dadurch suchte man die Thiere vom Felde abzuschrecken, daß man an einigen von ihnen ein Exempel statuirte. Sät man etwas Nieswurz unter die Saat, so sterben die Vögel, welche davon kosten. Diese todten Vögel bringt man auf Stecken in der Mitte des Feldes an: dann wagen sich die anderen nicht mehr in die Saat. Von vielen Heilmitteln behauptete man, sie seien durch Thiere bekannt geworden. Daß das Kraut dictamnium die Kraft hatte, Pfeile aus der Wunde zu ziehen, hatte man den Hirschen abgelernt; der Eber aß, wenn er krank war, Epheu und Seekrebse, der Löwe hatte ein Hausmittel gegen das Fieber, und die Vögel wußten sich durch ins Nest gelegte Kräuter vor dem bösen Blick zu schützen. Vor einem Kampfe mit Schlangen fraßen die Wiesel Raute, die Schildkröten eine Art Dost, weil diese Pflanzen die Wirkung des Schlangengiftes aufhoben. Alten Volksglauben enthält, wie so oft, ein Märchen. Glaukos, der Sohn des Königs Minos, ist in ein Faß mit Honig gefallen und erstickt; der Seher Polyidos soll ihn zum Leben erwecken und wird mit ihm im Grabgewölbe eingeschlossen. Da sieht er, wie eine Schlange auf den Leichnam zukriecht, und tödtet sie durch einen Steinwurf; gleich darauf kommt eine zweite Schlange, und als sie ihre Gefährtin todt daliegen sieht, kehrt sie um und kommt nach einiger Zeit mit einem Kraut zurück, das sie ihr auf den Mund legt: sofort wird sie wieder lebendig. Polyidos legt dasselbe Kraut auf den Mund des Glaukos und erweckt ihn so zu neuem Leben.

Aber diese Beseelung der Natur bleibt nicht bei den Thieren stehen; für das naive Empfinden haben auch die Pflanzen eine Seele. Auf diesem Glauben beruht die poetische Vorstellung von der Dryade, der Nymphe, welche in und mit dem Baume lebt. Die alten Dichter wußten sinnige Geschichten von ihnen zu erzählen. Ein junger Bauer ließ einen Baum stützen,

der umzubrechen drohte; zum Danke dafür versprach ihm die Dryade einen Wunsch zu erfüllen. Er bat um ihre Liebe und wurde erhört, mußte aber geloben, ihr treu zu bleiben; als er seinen Schwur brach, strafte sie ihn mit Blindheit. — Ein Landmann wollte einen Baum umhauen lassen; die Nymphe bat ihn, es nicht zu thun, da auch sie sonst sterben müsse. Als er es dennoch that, verhängte sie einen Fluch über ihn und sein ganzes Geschlecht. Solche Baumgeister ließen mit sich reden. Wenn ein Baum nichts trug, so ging man mit der Axt auf ihn los und drohte, ihn umzuhauen; aber ein Anderer kam hinzu und verbürgte sich für ihn, darauf sah man von der Bestrafung ab, und der Baum besserte sich gewiß. Statt durch Drohungen konnte man auch durch gütliche Mittel wirken. So sagte man dem Heilkraut beim Pflücken an, zu welchem Zwecke man es benutzen wollte, damit es willfährig war; die italienischen Bauern beteten beim Stecken der Rüben, sie möchten ihnen und ihren Nachbarn wachsen. Das Wohlwollen des Baumgeistes will man sich auch sichern, wenn man gegen Augenschmerzen drei Kirschkerne umhängt und dabei nach Osten gewendet das Gelübde thut, im kommenden Jahre keine Kirschen zu essen. Wollte man die Triswurzeln ausgraben, so mußte man sie drei Monate vorher mit einer Mischung aus Wasser und Honig begießen; man mußte von Befleckung rein sein und drei Kreise mit dem Messer um sie ziehen, durch die der Geist gebannt wurde. Endlich that man gut, in das Wurzelloch einen Honigkuchen zu stecken; bei anderen Pflanzen hinterläßt man dem Geist ein Geldstück. Ein ähnlicher Brauch ist jetzt noch in Mecklenburg und im Vogtlande in Übung; dort steckt man in der Neujahrsnacht Geld unter die Rinde der Bäume, damit sie im kommenden Jahre reichlich tragen. In den heiligen Hainen war es verboten, einen Baum zu fällen; mußte es doch einmal geschehen, so war es nöthig, den Baumgeist durch

Sühnopfer zu beschwichtigen. Auch an anderen Beugnissen für Baumkultus ist kein Mangel; der mit Binden, Weihgeschenken und Botivtafeln behängte heilige Baum ist ein beliebtes Motiv der hellenistischen Landschaftsmalerei. Manche dieser Geister waren sehr empfindlich; so gab es eine Blume, die sich schloß, wenn Leute mit dem bösen Blick ihr nahe kamen, und sich öffnete, wenn sie fortgingen. Auch in den Sagen von Daphne, welche von Apollon verfolgt sich in einen Lorbeerbaum verwandelt, und von den Schwestern des Phaëthon, welche aus Trauer über den Tod ihres Bruders zu Pappeln werden, liegt der Glaube an Baumgeister deutlich zu Tage. Alles das findet sich bei Naturvölkern ganz ähnlich. Wenn der Neger einen großen Baum umhaut und der Baumgeist herauskommt, um ihn zu strafen, so gießt er Palmöl auf die Erde und entflieht, während der Geist es aufleckt. Sogar der Buddhismus erkennt die Lehre von den Baumseelen an: Buddha war im Laufe seiner Verwandlungen dreiunddreißig Male ein Baumgenius.

Noch weit erstaunlicher als die Beseelung von Thier und Baum ist für uns der Glaube, daß auch Gegenstände, welche keine Spur von Leben zeigen, eine Seele haben. Das merkwürdigste Beispiel dafür aus dem Alterthum ist folgendes: Wenn in Athen ein Mensch durch einen herabfallenden Stein oder einen anderen leblosen Gegenstand getödtet worden war, so fand über den Missethäter ein besonderes Gericht statt; er wurde verurtheilt und über die Grenze geschafft. Geräthe, die sich als besonders nützlich erwiesen, verehrte man wie belebte Wesen. Als Herakles auf dem Deta den Feuertod starb, vermachte er seinen Bogen, mit dem er so viele Heldenthaten vollbracht hatte, dem Philoktet; als nun Neoptolemos bei Sophokles zu Philoktet kommt, bittet er ihn, den Bogen des Herakles sehen zu dürfen, damit er ihn verehren könne „wie einen Gott“. Das leitet uns hinüber zur Religion, die viele Spuren der

(580)

Verehrung lebloser Gegenstände (Fetischismus) bewahrt hat. An den Landstraßen Griechenlands konnte man allenthalben gesalbte und bekränzte Steine sehen, denen der fromme Wanderer Verehrung bezeugte, auch Steinhäufen, zu denen jeder Vorübergehende einen Stein hinzuzulegen sich verpflichtet fühlte. Als die Römer im Jahre 204 v. Chr. die Göttermutter von Pessinus nach Rom holten, kam sie in Gestalt eines unbehauenen Steines; man darf schließen, daß die Verehrung des Steines älter war als die der Göttin und man erst nachträglich eine Beziehung hergestellt hatte. Ebenso war der Gros von Thespien und der Herakles von Hyettos ein Stein, die Artemis von Skaros, die Hera von Thespien, die Leto von Delos ein unbearbeiteter Holzkloß; die Chäroneer verehrten einen Holzschiff, die Spartaner zwei Bretter mit Querkölzern, welche angeblich die Dioskuren darstellen sollten. Noch im zehnten Jahrhundert hat man auf dem Latmos in Karien einen heiligen Stein verehrt. Hier haben wir Ueberreste aus derselben Kulturstufe, auf der sich etwa die Dakota-Indianer befinden, welche einen runden Kieselstein bemalen, Großvater nennen und durch Opfer günstig zu stimmen suchen.

In das weite Gebiet der Naturbeseelung gehört endlich auch aller Wetterzauber. Daß man die großen Gestirne für mächtige Geister hielt, beweist schon der Kultus des Helios; viele warfen sich vor der aufgehenden Sonne zu Boden. Als Herakles auf seiner Wanderung durch Afrika unter den Strahlen der Sonne litt, bedrohte er sie mit seinem Bogen. Kaiser Caligula schoß beim Gewitter in die Wolken, um das wilde Heer zu treffen, das im Sturme einherjagte; denn auch die Alten hatten ihre Frau Holle: das war die finstere Göttin Hekate, welche von schwarzen Hunden umheult mit den Seelen der Gemordeten und Kinder umherzog. Besonders schrecklich erschienen dem Volke die Finsternisse. Mochten die Gelehrten

sie immer berechnen und voraussagen, die große Masse ließ sich den Glauben nicht nehmen, daß die Sonne krank sei oder eine böse Zauberin den Mond vom Himmel heruntergeholt und in eine Schachtel gesperrt habe. Man glaubte ihnen helfen zu können, indem man mit Metallgeräthen einen ohrenbetäubenden Lärm machte und so die bösen Geister vertrieb; Livius braucht bei der Schilderung der Belagerung von Capua die Wendung, es sei ein Lärm gewesen wie bei Mondfinsternissen. Wenn sich Hagelwolken zeigten, so hob der Bauer blutige Arzte gegen Himmel, um sie abzuschrecken, oder er hielt ihnen einen Spiegel vor, damit sie vor ihrer eigenen Häßlichkeit entflöhen. Die Stadt Kleonai in Argos hatte besondere Hagelwächter angestellt. Wenn diese das Herannahen von Hagelwolken meldeten, so opferten die Bürger, was sie gerade konnten, und wer zu arm war, rißte sich in den Finger, daß Blut floß, und zeigte es den Wolken: dann zogen sie beschwichtigt von dannen. Wenn Arkadien unter anhaltender Dürre litt, so brach der Priester des Zeus einen Zweig von der heiligen Eiche und tauchte ihn in die Nedaquelle, indem er eine besondere Gebetsformel dazu sprach; dann stieg aus dem Wasser Dunst auf, der sich zu Regenwolken zusammenzog. Wie stark der Glaube an die Kraft solcher Formeln in Rom einst war, zeigt das alte Zwölftafelgesetz, welches den mit Strafe bedroht, der durch Zauberlieder fremde Saaten vernichtet. Aus deutschem Glauben sei angeführt, daß die Bauern in der Pfalz und in Böhmen bei Finsternissen mit Messern auf Pfannen und Sensen schlagen und in der Walpurgisnacht durch ähnliche Mittel die vorüberziehenden Hexen zu scheuchen suchen. Bei einem furchtbaren Gewitter schoß man mit einer geweihten Kugel mitten in die schwärzeste Wolke; da fiel aus ihr ein nacktes Weibsbild todt zu Boden und das Unwetter verzog sich augenblicklich.

Ein großer Theil alles Aberglaubens erklärt sich aus der

Naturbeseelung; nicht ganz so wichtig ist der Glaube an die Sympathie. Wir denken dabei nicht an die sogenannten Sympathiemittel — denn so nennt das Volk alle abergläubischen Mittel —, sondern an eine wirkliche *συμπάθεια*, einen Parallelismus zweier Ereignisse. Der Abergläubische will einen Vorgang hervorrufen und glaubt das zu bewirken durch eine Handlung, welche mit diesem Vorgange eine gewisse Ähnlichkeit aufweist. Ein klassisches Beispiel bietet die Meleagersage. Als Meleager sieben Tage alt war, erschienen die Moiren und erklärten, der Knabe werde sterben, wenn das auf dem Herde liegende Scheit verbrenne; sofort riß seine Mutter es aus der Flamme und hob es auf. Als er dann später ihre Brüder erschlug, warf sie im Zorne das Scheit in die Flamme, und Meleager starb auf der Stelle. Ein ähnlicher Zug findet sich in dem Märchen von den beiden Brüdern: Das Verdorren eines der beiden Bäume oder das Verrosten eines der beiden Messer zeigt den Tod des auf Abenteuer ausgezogenen Bruders an. In der Volksmedizin äußert sich diese Anschauung in der nicht seltenen Vorschrift, einen Theil eines Thieres oder ein Kraut auf die kranke Stelle zu legen und es dann in den Herdrauch zu hängen; wie es verdorrt, so nimmt auch die Krankheit ab. Gegen geschwollene Drüsen schneidet man die Wurzel des Eisenkrautes aus und legt die eine Hälfte auf den Hals, die andere hängt man in den Rauch; wie die Wurzel trocken wird, so vertrocknen auch die Drüsen. Wenn sich aber der Geheilte undankbar erweist, d. h. nicht gehörig zahlt, so wirft man beide Hälften ins Wasser, dann kommen die Drüsen wieder. Hühneraugen berührt man mit drei Bohnen, die man dann in den Düngerhaufen steckt; je rascher sie verfaulen, desto schneller vergehen die Hühneraugen. Gegen Milzleiden setzt man den linken Fuß auf einen Feigenbaum, schneidet das von ihm bedeckte Stück aus der Rinde aus und hängt es in den Herdrauch. Gegen

dreitägiges Wechselfieber schneidet man Eisenkraut beim dritten, gegen viertägiges beim vierten Knoten ab; gegen dreitägiges nimmt man drei, gegen viertägiges vier Blätter vom Fünfkraut. Das Abnehmen der Krankheit soll es befördern, wenn man am ersten Tag neun, am zweiten acht, am dritten sieben Beeren oder Körner einnimmt, bis man am neunten Tage bei einer Beere angelangt ist. Die Entbindung erleichtert man, wenn man mit einem Stein oder Speer durch das Dach des Hauses schießt; besonders wirksam ist ein Speer, der schon einen Menschen getödtet hat, weil alles, was mit gewaltsamem Tode zusammenhängt, in hervorragendem Maße zauberkräftig ist. Complicirt klingt ein Mittel zur Verhütung des Abfallens der Oliven: man nimmt eine wurmstichige Bohne, verstopft das Loch mit Wachs und vergräbt sie an der Wurzel des Delbaumes; aber der zu Grunde liegende Gedanke ist einfach: wie der Wurm nicht herauskriechen kann, so können die Oliven nicht abfallen. Damit ein Garten reichen Ertrag brachte, stellte man in ihm den Schädel einer Stute oder einer Eselin auf, die bereits geworfen hatte. Die ersten Zähne, die den Pferden ausfallen, bindet man kleinen Kindern um, damit sie ihnen das Zahnen erleichtern.

Auch auf die großen Naturerscheinungen nahm dieser Glaube Rücksicht. Aristoteles wollte beobachtet haben, daß die Thiere nur zur Zeit der Ebbe verreckten. Wenn Heilzauber vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang vorgenommen werden soll, so wird dafür manchmal als Grund angegeben, daß die Krankheit mit dem Tage oder der Nacht abnehmen soll. Ganz besondere Rücksicht wird auf die Mondphasen genommen. Spielt der Mond schon deshalb eine größere Rolle im Aberglauben als die Sonne, weil die Nacht die rechte Zeit für allen Zauber ist, so mußte die merkwürdige Erscheinung des ab- und zunehmenden Mondes leicht dazu verleiten, einen sympathetischen Zusammenhang zwischen den Mondphasen und

Vorgängen auf der Erde anzunehmen. Namentlich an den Seethieren glaubte man gefunden zu haben, daß sie mit dem Monde wüchsen und abnahmen; die Spitzmaus sollte so viele Leberlappen haben als der Mond Tage zählte, Blut und Gehirn, Haare und Nägel des Menschen mit dem Monde wachsen. Wer sich bei zunehmendem Monde die Haare scheeren ließ, bekam eine Glaze. Der Tag vor dem Vollmond war für die Hochzeit am besten. Kopfleiden und Epilepsie brachte der antike Volksglaube ebenso mit dem Neumonde in Zusammenhang wie der deutsche. Verständlich ist es auch, wenn Heilkräuter bei abnehmendem Monde gepflückt werden mußten. In der Landwirtschaft nahm man alles, was wachsen und gedeihen sollte, bei zunehmendem, alles, was schwinden und vergehen sollte, bei abnehmendem Monde vor. Daher legte man Eier bei neuem oder wachsendem Licht unter und zwar so, daß beim Auskriechen der Küken der Mond wieder zunahm. Die bei abnehmendem Monde geworfenen Jungen der Zugthiere waren nicht kräftig und manche riethen, sie lieber gar nicht aufzuziehen. Dünger fuhr man bei abnehmendem Monde auf's Feld, und zur selben Zeit kastrierte man das Vieh und schlug man Holz; kurz, der ganze Bauernkalender war auf den Mond gestellt. Ist die Sonne, wie wir bereits sahen, auch nicht annähernd so wichtig, so wird doch eine gewisse Rücksicht auf die Sonnenwende genommen. Man glaubte, daß zur Zeit der Wenden der Wein umschlüge, Delbaum, Weispappel und Weide ihre Blätter umdrehen, und man hielt es für gefährlich, vor der Wende etwas Wichtiges zu beginnen. Sehr deutlich ist die Parallelisirung des himmlischen und des irdischen Vorganges im norwegischen Glauben: in dem Augenblick, wo die Sonne umkehrt, verwandelt sich das Wasser in Gift, man soll daher am Tage der Wende nicht waschen. Durch diese Beachtung der Gestirne wurde der Boden bereitet für die Astrologie, die etwa seit dem vierten

Jahrhundert aus dem Orient in Griechenland eindrang und sich trotz energischer Bestreitung durch einige helle Köpfe festsetzte; recht volksthümlich scheint sie aber nicht geworden zu sein, denn in der Volksmedizin und den Bauernregeln spielt sie eine verschwindend geringe Rolle.

Es ist leicht einzusehen, daß auch die Gebräuche des Bindens zum großen Theil unter den Begriff des Sympathiezaubers fallen. Wenn ein Baum seine Früchte verliert, so steckt man in die Wurzel einen Stein oder einen hölzernen Keil; wie diese festsetzen, so auch die Früchte (vgl. S. 18). Gegen Schnupfen bindet man zwei Mittelfinger der rechten Hand mit Leinwand zusammen. Um einen Hund am Entlaufen zu hindern, steckt man ein Stück Rohr von der genauen Länge seines Schwanzes unter das Dach; so lange es dort bleibt, bleibt auch der Hund. Wenn man bei einer Kreißenden mit übergeschlagenen Beinen oder verschränkten Fingern saß, so verhinderte man die Entbindung; durch dieses Mittel suchten die Moiren auf Heras Geheiß die Geburt des Herakles zu hindern. Aus ähnlichem Grunde durften schwangere Frauen den Tempel der Juno Lucina, der römischen Geburtsgöttin, nur mit offenem Haar betreten. Bei einem Epileptischen soll man nicht die Füße oder Hände auf einander legen; denn alles das bindet die Krankheit. In dem großen Pariser Zauberpapyrus findet sich eine umständliche Beschwörung, durch die man Horos-Harpokrates citirt. Ist er erschienen, so soll man mit der linken Ferse auf die große Zehe des rechten Fußes treten: dann entfernt er sich nicht eher, als man die Ferse fortnimmt. Auch bei Berathung, Gelübde und Opfer soll man die Hände nicht falten. Diese Vorstellung spielte im Ritual des Bittganges eine Rolle. Die Jungfrauen, welche ihn unternahmen, mußten mit bloßen Füßen und aufgelösten Haaren einherschreiten. Auch bei anderen Kultus- und Zauberhandlungen wird das gefordert, z. B. mußte die

Seherin das Haar offen tragen; gelegentlich tritt hinzu, daß am Gewande kein Knoten sein darf (so beim Flamen Dialis), es wird sogar das Gewand an sich als hindernd empfunden und möglichst geringe oder gar keine Bekleidung vorgeschrieben; aus der Furcht vor der hemmenden Wirkung des Gewandes scheint die bei allen Arten des Zaubers häufige Nacktheit zu erklären zu sein. Z. B. zeigen antike Gemmen bisweilen das Bild einer nackten Frau, welche mit der linken Hand eine Schlange über einen brennenden Altar hält und offenbar in einer religiösen Handlung begriffen ist. Eine Geschwulst ging zurück, wenn eine nackte Jungfrau nüchtern dem Kranken, der ebenfalls nüchtern sein mußte, Königskerze auslegte und dazu sprach: „Apollo läßt die Seuche bei dem nicht aufkommen, dem eine nackte Jungfrau sie vertreibt.“ Der christliche Kultus hat, wie häufig, so auch hier das heidnische Ritual adoptirt; beim Taufexorcismus mußten die Täuflinge schon im vierten Jahrhundert den Gürtel lösen, Kleider und Schuhe ausziehen und barhäuptig, nur mit einem Chiton bekleidet, nach Osten gewendet stehen.

Die Sympathie ist oft in eigenthümlicher Weise verquickt mit der Stellvertretung: man kann auf einen Menschen einwirken, indem man an einem Abbild oder einem anderen ihn vertretenden Gegenstande eine gewisse Handlung vornimmt. Beim Liebeszauber hängt man Sandalen oder Haare oder einen Fegen vom Mantel der geliebten Person über das Feuer; dann fühlt sie selbst verzehrende Gluth und muß die Liebe erwidern. Sehr schön beschrieben ist ein solcher Zauber im zweiten Gedichte des Theokrit. Die schöne Simaitha fürchtet, daß ihr Geliebter Delphis untreu geworden ist, weil er sie seit zwölf Tagen nicht mehr besucht hat. In tiefer Nacht bei Mondschein nimmt sie den Zauber vor. Ueber das Feuer stellt sie einen mit rothen Wollfäden umwundenen Kessel, in den ihre Sklavin

Gerstenkörner werfen muß mit den Worten: „So zerstreue ich des Delphis Gebeine.“ Dann hält sie Vorbeerblätter in die Flamme, und während sie knisternd verbrennen, sagt sie: „So wie diese vergehen, ohne Asche zu hinterlassen, so soll in der Gluth das Fleisch des Delphis schwinden.“ Sie wirft eine Wachsfigur, welche den Ungetreuen darstellen soll, in den Kessel: „Wie ich mit der Geister Hülfe dieses Wachs schmelze, so soll Delphis vor Liebe schmelzen.“ Da ertönt Hundegebell durch die Stille der Nacht; das ist Hekate, die Göttin der Finsterniß, mit ihrem Gefolge; rasch muß die Sklavin Metallbecken zuschlagen, um die furchtbare Göttin vom Hause fernzuhalten. Delphis hat ein Stück vom Besatz seines Mantels verloren, das zerreißt sie und wirft es in die Flamme. Aber auch das genügt ihr noch nicht; mitten in der Nacht muß die Dienerin hingehen und die Thürschwelle an des Geliebten Hause mit Zaubermitteln bestreichen. Nun ist Simaita allein, und während sie in die Flamme starrt, kommt ihr die Erinnerung, wie ihre Liebe entstanden ist, wie sie ihr Freude und Leid gebracht hat. Damit klingt die Dichtung aus.

Einen anderen Liebeszauber kennen wir aus einem Zauberpapyrus. Man formt aus Thon zwei Figuren, einen gewappneten Krieger und eine vor ihm stehende Frau, welche er mit dem Schwerte auf die rechte Schulter schlägt. Die weibliche Figur beschreibt man über und über mit Zauberformeln, sticht dreizehn Nadeln hinein und spricht dazu: „Ich steche dich ins Gehirn, damit du an Niemand denkst als an mich; ich steche dich in den Hals“ u. s. w. Das erinnert an die Zaubersatire des Horaz. Auf dem Esquilin, einem alten Begräbnißplatz, der wie unsere Kirchhöfe für den Zauber besonders geeignet ist, erscheinen nachts die Hexe Canidia und ihre Gehülfin Sagana in schwarzen Gewändern, bloßen Füßen und aufgelöstem Haar. In einer Grube fangen sie das Blut eines schwarzen Lammes

auf; denn die Geister der Todten, welche ihr Vorhaben unterstützen sollen, sind blutdürstig. Zwei Puppen werden aufgestellt, eine aus Wolle, welche die andere wächserne bezwingen soll; nachdem die Seelen erschienen sind und Bescheid gegeben haben, wird ein Wolfshaut und ein Schlangenzahn vergraben und endlich die Wachspuppe den Flammen übergeben; wahrscheinlich soll so der Tod der durch sie vertretenen Person herbeigeführt werden. Als im elften Jahrhundert der Bischof Eberhard von Trier plötzlich starb, verbreitete sich das Gerücht, die Juden von Trier hätten ein wächsernes Abbild von ihm gefertigt, einen Priester bestochen, es zu taufen, und es am Sabbath durch hineingesteckte Dochte angezündet. Als vor einigen Jahren in Neapel ein junges Mädchen starb, fand man unter ihrem Bett eine aus rohem Fleisch geformte und über und über mit Nadeln zerstoche Puppe, und Niemand zweifelte daran, daß sie behext worden war.

Es braucht aber durchaus kein Abbild zu sein, an dem die Zauberhandlung vorgenommen wird. Es genügt irgend etwas vom Körper der Person, z. B. abgeschnittene Haare oder Nägel, die deshalb vielfach sorgfältig vergraben oder verbrannt werden (im römischen Ritual die des Flamen Dialis) oder ein Stück von der Kleidung, ja sogar die Fußspur. Will man einen Nebenbuhler verdrängen, so löscht man seine Fußspur aus, tritt mit dem rechten Fuß in seine linke, mit dem linken in seine rechte Spur und sagt dazu: „Ich trete auf dich und bin über dir.“ Alte Weiber im Saalfeldischen schneiden den Rasen aus, den ihr Feind betreten hat, und hängen ihn in den Schornstein, damit auch der Mensch sich abzehrt.

Von großer Bedeutung ist auch der Glaube an die Uebertragung, deren Hauptgebiet die Volksmedizin ist. In einem alten Epos von den Thaten des Peleus war erzählt, wie der weise Kentaur Cheiron den Achilleusknaben mit den Eingeweiden

(589)

von Löwen und Ebern und dem Marke von Bären nährt, um die Kraft und Tapferkeit dieser Thiere auf ihn übergehen zu lassen; und überhaupt ist es ein nicht bloß in Griechenland verbreiteter Glaube, daß man durch den Genuß von Körpertheilen die Eigenschaften eines Menschen oder Thieres auf sich überleiten könne. Im *Kyklops* des Euripides räth der alte Silen dem tölpelhaften Polyphemus, die Zunge des Odysseus mitzuessen, weil er dadurch ebenso schlau und redengewandt werden würde. Es mag sein, daß beim Genuße des Opferfleisches derselbe Gedanke zu Grunde liegt: Durch den Mitgenuß des Gottes erhält das Fleisch Zauberkraft, und deren macht sich der Mensch theilhaftig, wenn er davon ißt. Gegen Magenschmerzen ißt man den Magen eines Seeadlers, weil dieser sich durch eine beneidenswerthe Verdauung auszeichnet; gegen Leberleiden die Leber eines Wolfes, Esels oder einer Eidechse, gegen Milzleiden die Milz aller möglichen Thiere. Aber auch ohne direkten Genuß findet die Uebetragung statt; es genügt, wenn man sich den Adlermagen auflegt oder ihn in der Hand hält; gegen Milzleiden bindet man sich die Milz eines Ziegenbockes auf seine eigene Milz, dann verschwindet der Schmerz binnen wenigen Tagen; man muß sie aber in den Rauch hängen, damit sie vertrocknet. Um ein gebrochenes Glied zu heilen, verbrennt man den Schenkel eines Thieres zu Asche und streicht diese mit Wachs auf; zum Schwarzfärben der Haare bediente man sich der Dotter eines Rabeneies. Auch in der Landwirthschaft wirkt man mit solchen Mitteln. Ein Baum wird fruchtbar, wenn man ihn mit Portulak und Wolfsmilch einreibt. Will man junge Esel oder Füllen von bestimmter Farbe erzielen, so hängt man dem Vaterthier einen Mantel von dieser Farbe um.

Man kann aber auch umgekehrt verfahren und die Krankheit auf andere Dinge übertragen. Bei Schmerzen der Eingeweide legt man junge Hunde auf die kranke Stelle; wenn

man diese später sezirt, so findet man ihre Eingeweide affizirt. Oft wird die freundliche Absicht deutlich ausgesprochen. Gegen Kolik schneidet man einem lebenden Hasen den Knöchel ab, bindet ihn sich um und läßt das Thier mit den Worten laufen: „Laufe, laufe, Häslein, und nimm die Kolikschmerzen mit.“ Uebrigens findet sich die Vorschrift, ein Thier nach Abnahme des Gliedes, das man zur Heilung braucht, lebend laufen zu lassen, ziemlich oft, und wird wenigstens manchmal daraus zu erklären sein, daß das Thier die Krankheit auf sich nehmen soll. Um Uebertragung handelt es sich wohl auch bei folgendem Rezept. Gegen Triefäugigkeit reißt man die Schafgarbe mit der Wurzel aus, biegt sie zu einem Kreise zusammen, sieht und spuckt dreimal hindurch und spricht dazu: *excicum acrisos*. Darauf pflanzt man sie wieder ein, und wenn sie weiter wächst, so ist man für immer von den Triefaugen befreit. Hier liegt wohl Uebertragung auf die Pflanze vor (die ja augenähnliche Blüten hat), wie sie auch dem deutschen Aberglauben geläufig ist; ich erinnere nur an das Durchziehen von bruchkranken Kindern durch hohle Bäume. — Zahnschmerzen wird man los, wenn man sich mit Schuhen unter freiem Himmel auf die bloße Erde stellt, einem lebenden Frosche ins Maul spuckt und ihn bittet, die Zahnschmerzen mitzunehmen. Um sich vor Augenleiden zu sichern, betet man beim Anblick der ersten Schwalbe, man möge in diesem Jahre von Triefäugigkeit verschont bleiben und die Schwalben möchten alle Augenschmerzen mitnehmen. Wenig menschenfreundlich ist folgendes Rezept. Warzen berührt man mit einem in ein Lorbeerblatt gewickelten Stein und wirft ihn an einer verkehrsreichen Stelle hin, damit ihn Jemand aufhebt und die Warzen auf diesen übergehen.

In diesen Zusammenhang gehören auch die Sündenböcke. Wie die Juden alljährlich am Versöhnungsfeste einen schwarzen Bock in die Wüste hinausstießen, der die Sünde des ganzen

Volkess mit sich nahm, so opferte man in Athen und einigen ionischen Städten am Thargelienfeste Menschen, damit die Bürgerschaft von Seuchen verschont bliebe. Wenn in Massilia, dem heutigen Marseille, die Pest ausbrach, so bot sich ein Armer an, der eine Zeit lang auf Staatskosten unterhalten wurde; dann schmückte man ihn mit geweihten Kleidern und heiligen Zweigen, führte ihn durch die Straßen der Stadt und stürzte ihn schließlich von einem Felsen ins Meer, indem man betete, alles Unglück der Stadt möge auf ihn fallen. Sehr nahe steht die Sitte, gegen Rothlauf der Schafe ein krankes Thier lebendig an der Schwelle des Stalles zu vergraben und die übrigen hinüberschreiten zu lassen.

Sehr befremdlich erscheinen die homöopathischen Mittel. Auch hier liefert die Sage ein altes Beispiel. Der Myserkönig Telephos ist durch den Speer des Achilleus verwundet worden, und die Wunde will nicht heilen. Er wendet sich an das delphische Orakel und erhält den Bescheid: „Der dich verwundet, wird dich auch heilen.“ Darauf begiebt er sich ins griechische Lager und wendet sich an Achilleus; aber dieser erklärt, von der Heilkunde nichts zu verstehen. Da giebt Odysseus die richtige Deutung des Götterspruches: man schabt den Rost von Achilleus Speer ab und heilt damit die Wunde. Auch dies ist aus der Naturbeseelung zu erklären: wer die Krankheit ausgesendet hat, kann sie auch zurücknehmen. Hat man sich in zu engen Schuhen Blasen gelaufen, so streicht man die Asche einer alten Sohle auf. Um keine grauen Haare zu bekommen, kocht man ein Lamm mit ganz weißem Kopf und reibt sich mit der Brühe ein. Bleibt Jemandem eine Fischgräte im Halse stecken, so legt man ihm, womöglich ohne sein Vorwissen, ein Stück aus der Mittelgräte desselben Fisches auf den Kopf. Gegen den Biß der Spizmaus, die man für giftig hielt, tödtete man dasselbe Thier, legte es in Del und rieb mit

diesem Del die gebissene Stelle ein. „Hundehaar heilt Hundebiß“ heißt es in der Edda.

Ueberschaut man die Fülle abergläubischer Gebräuche aus allen Gebieten des menschlichen Lebens, so gewinnt man den Eindruck, daß es eine Zeit gegeben haben muß, in der sich an alle Dinge, an alle Ereignisse des täglichen Lebens irgend ein Aberglaube knüpfte. Ganz besonders aber ist es das Außergewöhnliche, das vom Aberglauben mit Beschlag belegt wird. Hierher gehört unter anderem der Gebrauch der linken Hand. Heilkräuter werden oft mit der linken Hand gepflückt und aufgelegt; wenn man eine Schlange mit der linken Hand aus ihrem Loche zieht, so gelingt es, versucht man es mit der rechten, so entschlüpft sie. In dem „Lügenfreunde“ des Lufianos wird Eukrates, der an Rheumatismus in den Beinen darniederliegt, von theilnehmenden Freunden besucht, deren jeder ihm ein anderes, unfehlbares Mittel gegen sein Leiden anpreist; der eine räth ihm, den Zahn eines auf bestimmte Weise getödteten Wiesel mit der linken Hand vom Boden aufzuheben und in das frisch abgezogene Fell eines Löwen gewickelt um den Schenkel zu binden. Das ist von der Hand auf andere Körperteile übertragen, bei denen es eigentlich keinen Sinn hat. Bei einer Reinigungszeremonie muß man mit dem linken Fuße auf ein Fell treten; den Kindern giebt man ein Fiebermittel durch das linke Nasenloch ein; gegen Schlucken legt man ein Stück Halm, das man im Trinkglas gefunden hat, auf das linke Augenlid oder trägt einen Ring am Mittelfinger der linken Hand. Gegen Mehlthau verbrennt man das linke Horn eines Kindes so, daß der Rauch den Weinstock trifft. Dinge, die sich an ungewöhnlichen Orten finden, haben besondere Kraft. So hatten junge Schwalben kleine Steine im Magen; die weißesten davon heilten Kopfschmerz, wenn man sie in der Hand hielt oder mit Leinwand um den Kopf band. Ähnliches vermochten Steine aus

der Wagenspur, Schmutz aus der Thürangel, Knochen, die man im Rothe eines Wolfes fand, Wasser aus den Höhlungen der Baumrinde, Sand aus einem Schneckenhause. Oft werden Ingredienzien verlangt, die nur mit Schwierigkeit zu erreichen sind oder überhaupt nicht existiren. Wie man sich in solchen Fällen half, zeigt die Liste eines Leydener Zauberpapyrus: statt Thränen eines Hundskopffaffen nimmt man Anisfaß, statt Blut des Hephaisstos Beifuß, statt Blut aus dem Kopfe Lupinen. Als besonderes Kuriosum wird manchmal Blut oder Gehirn eines Schmetterlings gefordert. Wenn eine Stelle mit Gold umschrieben, ein Kraut mit Gold ausgegraben werden soll, so mag der Gedanke vorliegen, daß der Geist der Krankheit oder der Pflanze durch das kostbare Material gewonnen wird.

III.

Außer den soeben behandelten Anschauungen gehen gewisse andere Vorstellungen durch den ganzen Aberglauben hindurch, welche sich auf die Person des Zaubernden beziehen. Will man irgend einen Zauber ausführen, so genügt es meist nicht, daß man die zauberische Handlung vornimmt, sondern man hat bestimmte Enthaltungen zu üben und andere Regeln zu beobachten, um überhaupt auf einen Erfolg seines Thuns rechnen zu können. So glaubte man, daß die Bewahrung der Keuschheit hervorragende Kraft verleihe. Ein Mittel zum Schwärzen der Haare muß vierzig Tage lang täglich von einem reinen Knaben geschüttelt werden und darf überhaupt nur von ihm berührt werden; ein Ziegenbock, dessen Blut gegen Steinleiden helfen soll, muß von einem noch nicht mannbaren Knaben getödtet werden; ein heilsamer Gürtel wird einem Manne durch einen Knaben, einer Frau durch eine Jungfrau umgelegt. Um ein Unkraut, das Hülsenfruchtlöwe genannt wird, auszurotten, umschreitet eine nackte Jungfrau mit aufgelösten Haaren, einen